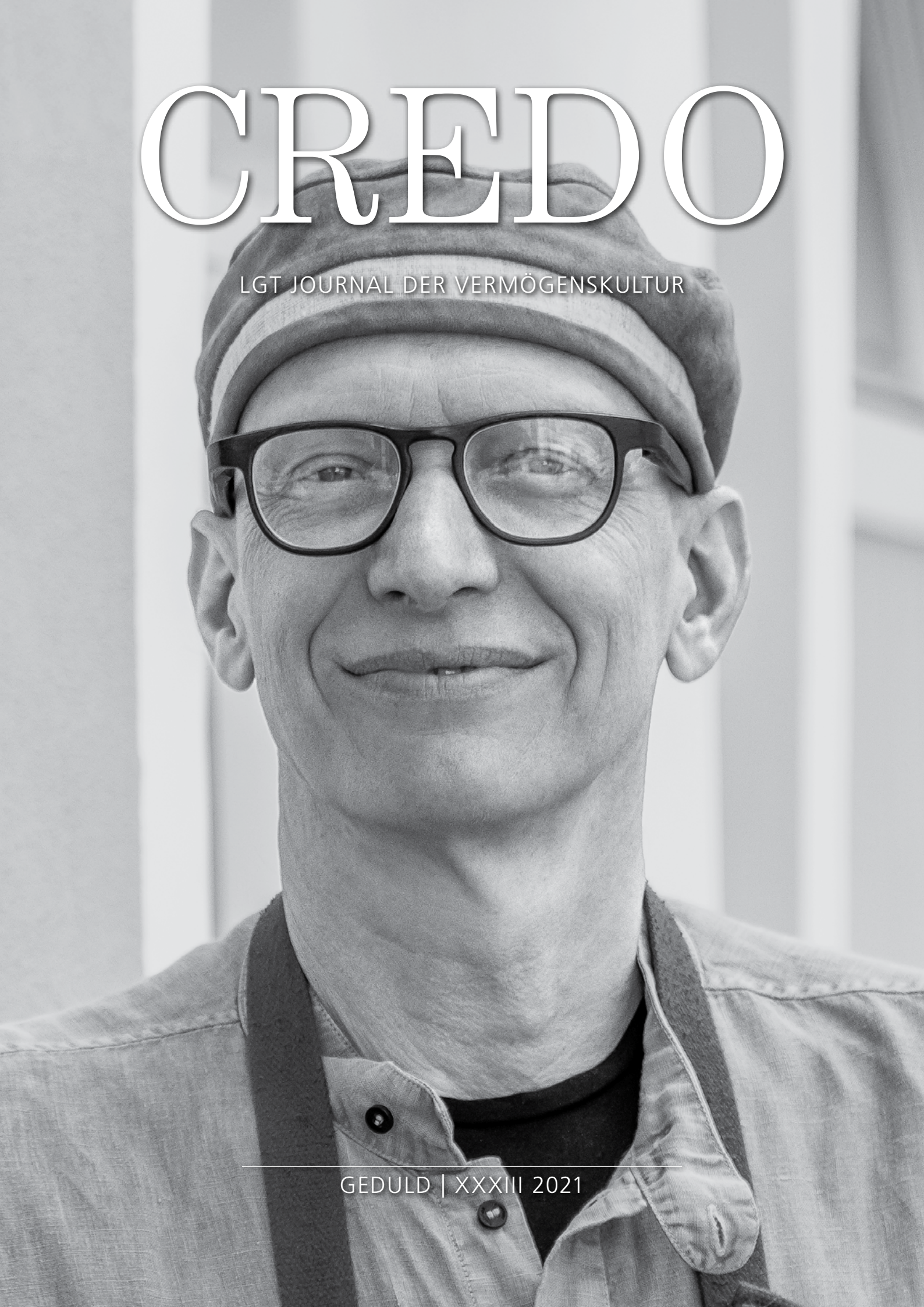


CREDO

A black and white portrait of a middle-aged man with a slight smile. He is wearing a dark beret with a light-colored band and thick-rimmed glasses. He is dressed in a light-colored button-down shirt over a dark t-shirt. The background is out of focus, showing vertical lines.

LGT JOURNAL DER VERMÖGENSKULTUR

GEDULD | XXXIII 2021

Geduld

04 **Porträt | Martin Schleske**

Bei der Erschaffung eines Instruments setzt der deutsche Geigenbaumeister auf Gefühl und Erfahrung – und lässt, wenn nötig, seine Arbeit daran auch mal monatelang ruhen.

12 **Portfolio | Warteschlangen**

Vom disziplinierten Queuing übers Kassenrennen bis zum Körpereinsatz: Eine kleine Kulturgeschichte des Anstehens.

14 **Interview | Anselm Grün**

Der Benediktinermönch und Bestsellerautor setzt auf sukzessive Verwandlung statt auf radikale Veränderung und plädiert für Gelassenheit angesichts der eigenen Endlichkeit.

20 **Meisterwerke | «Hortus Botanicus»**

In präziser Feinarbeit bildeten die Gebrüder Bauer in dem vierzehnbändigen Kompendium etwa 3100 verschiedene Pflanzenarten ab – darunter auch Safran, das rote Gold.

22 **Reportage | Japan**

Gaman und *Shinbo*: Wie Geduld und Beharrlichkeit seit den Zeiten der Samurais das Leben und soziale Miteinander in Japan bestimmen, erkundet Roland Hagenberg in ausführlichen Gesprächen und Hausbesuchen.

30 **Erlesenes | Sten Nadolny**

Im Bestseller «Die Entdeckung der Langsamkeit» zeichnet der deutsche Schriftsteller den britischen Polarforscher John Franklin als entschleunigten Beobachter.

32 **Carte Blanche | Elisabeth Schirmer**

Nach ihrer schweren Erkrankung erkannte die Schweizer Unternehmerin, wie heilsam es sein kann kürzerzutreten.



Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

«Lerne von der Geschwindigkeit der Natur: Ihr Geheimnis ist Geduld.» Das dem US-amerikanischen Philosophen Ralph Waldo Emerson zugeschriebene Zitat könnte dem Fürstenhaus Liechtenstein einst als Leitgedanke gedient haben – schliesslich verdankt sich dessen über Jahrhunderte gewachsener wertorientierter Erfolg nicht zuletzt den unternehmerischen Wurzeln in der Land- und Forstwirtschaft: Generationen der Fürstenfamilie haben hier auf langfristiges Denken und Handeln gesetzt.

Anselm Grün plädiert dafür, sich für inneres Wachstum an Flora und Fauna zu orientieren: «Zur Verwandlung braucht es eben auch Zeit, genauso wie in der Natur», sagt der bekannte Pater im CREDO-Interview. Die Unternehmerin Elisabeth Schirmer versteht unter Geduld beharrliches Dranbleiben, bis die Zeit reif ist – und veranschaulicht das in der Carte Blanche mit Sonnenblumen, von denen sie kein Tempo verlangen könne: «Sie spriessen im Rhythmus der Natur.»

Unsere Titelpersönlichkeit Martin Schleske wählt für seine international begehrten handgefertigten Geigen das beste Klangholz der Welt – unter anderem von einer 30 000 Jahre alten Kauri-Fichte aus Neuseeland – und nimmt dafür auch langes Warten in Kauf. Dem feinen Unterschied zwischen Erdulden von Schicksalsschlägen und Beharrlichkeit in Situationen, die sich vielleicht ändern lassen, ist Roland Hagenberg in seiner Reportage quer durch Japan auf der Spur.

Den Gebrüdern Bauer hat wiederum die Botanik einiges abverlangt: Ihr um 1800 in langwieriger Arbeit entstandener «Hortus Botanicus» zählt heute zu den grossen Schätzen der Fürstlichen Sammlungen. Nun wünsche ich Ihnen eine inspirierende Lektüre. Nehmen Sie sich bewusst Zeit dafür – es lohnt sich.



S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein
Honorary Chairman LGT



Geduld aus Leidenschaft

Text: **Franziska Zydek** | Fotos: **Janina Laszlo**

Martin Schleske gilt als einer der besten Geigenbauer der Gegenwart. Pro Jahr verlassen nicht mehr als 30 Streichinstrumente sein Meisteratelier im bayerischen Landsberg am Lech. Jedes Einzelne ist eine einmalige Klangskulptur. Die von Weltklassemusikerinnen und -musikern begehrten Unikate entstehen in vollkommener Harmonie von Handwerk, Forschung – und der Kunst, den Dingen Zeit zu lassen.



Repetition: 150 verschiedene Arbeitsschritte sind nötig,
bis ein Instrument seinen vollen Klang entfalten kann.
Jeder einzelne von ihnen erfordert grösste Sorgfalt.

In kleinen, gezielten Bewegungen glättet Martin Schleske das Deckblatt einer Geige mithilfe einer Ziehklinge. Auf der Oberfläche seiner Werkbank und am Boden kringeln sich millimeterdünne Fichtenspäne. Es ist still. Nur das leise, unnachgiebige Schaben der Klinge ist zu hören. In der Werkstatt duftet es nach Holz. Einfach zurechtgeschnittene Bretter werden hier zu makellos glatten, glänzenden Skulpturen geformt, die mit ihrem wundervollen Klang Menschen auf der ganzen Welt verzaubern.

Drei Monate, manchmal auch länger, dauert die Arbeit an einer Meistergeige. Braucht es dazu auch eine Meisterschaft in Geduld? Martin Schleske schmunzelt. «150 verschiedene Arbeitsschritte sind nötig, bis ein Instrument seinen vollen Klang entfalten kann. Jeder einzelne von ihnen erfordert grösste Sorgfalt und wird viele Male hintereinander ausgeführt. Das ist tatsächlich sehr zeitintensiv.» Geduld sei für ihn persönlich jedoch etwas anderes: «Keine Technik oder Strategie, um mit viel Ausdauer an mein Ziel zu gelangen – sondern das mit allen Sinnen wache Warten auf etwas, das geschehen kann.»

Er nimmt das Deckblatt vom Tisch, bläst Holzstaub weg und klopft mit seinem Zeigefingerknöchel sanft gegen das Werkstück. Ein dumpfes Geräusch ertönt. «Was ich empfinde, wenn ich diesen Klang vernehme, kann ich nicht im Kopf analysieren», sagt Martin Schleske. «Ich kann nur spüren, ob er stimmt oder nicht.» Dieses Gefühl leite ihn mehr als Fachwissen und erfahrungsbasierte Überlegungen bei der Arbeit an einem Instrument. «Ich beobachte meine Hände und fühle irgendwann: Jetzt muss ich aufhören. Oder: Hier muss ich weitermachen.»

Und was ist, wenn dieses Gefühl einmal ausbleibt? Ein Lächeln erhellt das Gesicht des Meisters: «Dann folgt eine heilsame Übung – ich höre auf und akzeptiere, dass nichts passiert.» Wobei er «auf-hören» wörtlich meint; als Innehalten und Lauschen auf eine innere Stimme, die sich irgendwann, vielleicht Tage, Wochen, manchmal Monate später, Gehör verschaffen wird. «Erst dann mache ich mich wieder an die Arbeit.» Eine Meistergeige von Martin Schleske ist keine Konstruktion, die nach einem Plan hergestellt wird. Sie wächst in seinen Händen heran.

Dem Lebensweg folgen

Im Alter von sieben Jahren begann der gebürtige Stuttgarter Geige zu spielen. Ein Onkel hatte ihn inspiriert; ein begnadeter Konzertbratschist, der nach einem Unfall Musikschullehrer wurde, nahm ihn unter seine Fittiche. Von ihm lernte der Junge die Liebe zum Klang und die Feinheiten des Hörens. Dies war die erste von vielen in der Rückschau wegweisenden Weichenstellungen im Leben Martin Schleskes.



Eine zweite ergab sich in der Pubertät während eines Jugendlagers in Schottland: die Begegnung mit Gott. Es muss ein eindrückliches Erlebnis gewesen sein, denn es veränderte das Leben des jungen Mannes auf der Stelle – nicht unbedingt zur Freude seiner Eltern, eines akademisch gebildeten, säkular denkenden Ehepaares. Martin Schleske erinnert sich an viele, teils hartnäckig geführte Diskussionen am Familientisch. «Die erste Prüfung meines Glaubens», sagt er milde. Andere sollten folgen.

Heute weiss Martin Schleske, dass er Gott nicht mehr verlieren wird: «Mein Glaube ist für mich eine in allen Bereichen des Lebens wirksame, allumfassende Liebe.» Diese Liebe trage ihn und gebe ihm die Kraft, alles, was er tue, aus vollem Herzen zu tun. Und sie lehre ihn, geduldig zu sein: «Zu wissen, dass sich nichts erzwingen lässt. Dass man mit Ehrgeiz und Verbissenheit nichts erreicht. Dass nur Offenheit und Empfänglichkeit für Gottes Willen weiterführen können.»



Wahrnehmung: Martin Schleske verlässt sich bei der Arbeit auf sein Gefühl. Bleibt es einmal aus, lässt er die Arbeit ruhen, bis er spürt, wie er weitermachen muss.

Mit 17 brach Martin Schleske das Gymnasium ab und bewarb sich an der damaligen Staatlichen Geigenbauschule Mittenwald. «Es gab Hunderte von Bewerbern für nur zwölf Ausbildungsplätze», erinnert er sich. «Vor der Prüfung sass ich in der Sonne und war ganz ruhig. Ich wusste: Wenn dies mein Weg sein sollte, würde sich die Türe öffnen.» So erlernte er den Geigenbau. Dass er auch noch Diplomingenieur werden sollte, ist Folge seiner ersten Anstellung in einer schalltechnischen Forschungswerkstatt: «Die Beschäftigung mit Klang wurde für mich zu einer Obsession, die mir keine Ruhe mehr liess. Ich wollte begreifen, wie Töne entstehen, was ihre Qualität ausmacht.» Er holte das Abitur nach und studierte die Fachrichtung Physik an der Hochschule für angewandte Wissenschaften München.

Der Gesang des Holzes

1996 eröffnete Martin Schleske seine Meisterwerkstatt für Geigenbau. Heute wird der 56-Jährige zu den grössten lebenden

Geigenbauern der Welt gezählt. Zu seinen Kunden gehören berühmte Solistinnen und Solisten, Profimusiker und private Musikliebhaber aller Nationen.

In der belebten historischen Altstadt von Landsberg, gleich neben der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt, steht das Atelierhaus von Martin Schleske. Über 700 Jahre ist es alt. Wer hier – auf Voranmeldung – empfangen wird, betritt ein Reich der Ruhe. «Früher war das Gebäude ein Gebetshaus», sagt Martin Schleske. «Diese Energie strahlt es noch immer aus. Für mich ist das ideal. Stille ist die beste Voraussetzung, um genau hinhören zu können; sie ist oberstes Gebot beim Geigenbau.»

Im hinteren Teil des Erdgeschosses steht ein Regal, in dem, wie Bücher eines neben dem anderen zugeschnittene Hölzer unterschiedlichster Farbgebung und Reifestadien lagern. Martin Schleske zieht eines heraus und streicht mit der Handfläche



Charakter: Eigenwillig und dicht, erdig, körperhaft im Ton, mit Tiefe und Ernsthaftigkeit, aber auch mit einer grossen Strahlkraft – so klingen Schleske-Geigen.

über die Schnittkante. «Was hören Sie?» Nichts. Er reibt über die flächige Seite. «Und jetzt?» Ein Singen! Ein leises, harmonisches Geräusch, als ob das Holzstück eine winzige, eigene Stimme hätte. Des Meisters Augen leuchten: «So tönt gutes Klangholz. Eine Kostbarkeit, selten und schwer zu finden.»

In Südtirol gibt es eine Bergregion, wo mächtige Fichten, an der Baumgrenze dicht nebeneinander stehend, ein einmaliges Naturphänomen bilden: den Wald der «Sängerstämme». Das raue Klima lässt die Bäume nur langsam wachsen, ihr Holz ist bis zur Krone astlos, die Jahresringe sind haarfein. Nur im Winter, wenn die Mondphase stimmt, dürfen Stämme geschlagen werden. «Es ist jedes Mal ein Erlebnis, dort Hölzer für meine Geigen auszuwählen», sagt Martin Schleske. «Und manchmal ist es auch eine bittere Enttäuschung.» Einmal habe er über 3000 Holzstücke geprüft und kein einziges gekauft. Man müsse warten können, bis sich das richtige zeige. Auch dies eine Übung in Geduld. Der Lohn ist Qualität: Im Atelier in Landsberg lagern einige der besten Klanghölzer der Welt.

Klang und Persönlichkeit

Wie wählt er aus? Warum entscheidet er sich für ein ganz bestimmtes Holzstück für ein neues Instrument? «Gefühl und Erfahrung», sagt Martin Schleske, «und der Wunsch, jedem Menschen sein persönliches Instrument in die Hand zu geben.» Die Musikerinnen und Musiker, die wegen einer Geige – seltener auch wegen einer Bratsche oder eines Violoncellos – zu ihm kommen, nehmen dafür mehrjährige Wartezeiten in Kauf.

«Meine Kunden sind eigenwillige Persönlichkeiten. Hochsensible Künstlerinnen und Künstler, die ganze Konzertsäle mit ihrem Spiel zu Tränen rühren. Ihre Form des Ausdrucks, ihre Sprache ist die Musik. Sie brauchen ein Instrument, das in der Lage ist, ihre Energie aufzunehmen und in Klang zu verwandeln. In Klang, der lebt, der kraftvoll und ungestüm sein kann oder sanft und ergreifend – so wie der Mensch, der ihn erzeugt.» Für Martin Schleske geht deshalb dem Verkauf eines Instruments

immer ein intensives Kennenlernen voraus. Ein Vorspielen und Musizieren, das ihm eine Ahnung gewährt von der inneren Beschaffenheit eines Menschen. Danach richtet er seine Arbeit aus.

Funktioniert das immer? Gelingt es ihm, alle glücklich zu machen? «Sehr oft, ja», sagt Martin Schleske. Wenn ein Virtuose sich bei ihm begeistert und mit Tränen in den Augen bedanken würde, erlebe er Momente grosser Erfüllung. Und falls einmal etwas nicht stimme, in der Kommunikation zwischen Mensch

und Instrument, beginne die hartnäckige gemeinsame Suche nach dem Grund: «Einmal haben wir 53 Stege ausprobiert, bis eine E-Saite ihren vollen Klang entwickeln konnte.»

Handwerk und Forschung

«Klang beruht auf Schwingung.» Martin Schleske steht in seinem Akustiklabor. Hier kann er mithilfe hochmoderner Messgeräte Schall- und Schwingungsformen analysieren. Die Informationen erscheinen

auf Displays als farbige Wellenlinien, dreidimensionalen Landkarten ähnlich. «Es braucht viele Versuche, um auf diesem wissenschaftlichen Weg auszuloten, warum ein Instrument klingt, wie es klingt», sagt Martin Schleske. Ein Weg, der von einem fordere, die Hoffnung trotz unzähliger Fehlschläge nicht aufzugeben und aufmerksam kleinsten Hinweisen nachzugehen. Geduld im schleskeschen Sinne. Seine in endlosen Versuchsreihen gesammelten Daten – zum Beispiel über den jeweiligen akustischen Fingerabdruck der Geigen von Antonio Stradivari, Giuseppe Guarneri del Gesù und Domenico Montagnana – hat das Deutsche Museum in München in seine Sammlung aufgenommen.

Handwerk und Forschung – was treibt ihn an, diese beiden Ausdauer fordernden Disziplinen zu vereinen? «Viele Jahre war ich besessen von der Frage, warum Stradivaris Geigen so genial sind. Ich wollte unbedingt herausfinden, wie er das gemacht hat. Meine Hoffnung war, dass eine grosse Fülle an Wissen mich befähigen würde, ebenso gute, vielleicht sogar noch bessere Geigen als Stradivari zu bauen.»

«Viele Jahre war ich besessen von der Frage, warum Stradivaris Geigen so genial sind. Ich wollte unbedingt herausfinden, wie er das gemacht hat.»

«Keine Technik oder Strategie, um mit viel Ausdauer an mein Ziel zu gelangen – sondern das mit allen Sinnen wache Warten auf etwas, das geschehen kann.»



Exzellenz: Gutes Klangholz ist rar und schwer zu finden. Nur die allerbesten Stücke wählt Martin Schleske für seine Instrumente aus.

Jetzt wird es spannend. Hat ihn all sein Lernen und Forschen dahin geführt, Stradivaris Geheimnis zu ergründen? «Ich glaube, ich habe schlussendlich begriffen, dass dieser grosse Meister nichts Besonderes oder Aussergewöhnliches erschaffen wollte», sagt Martin Schleske ruhig. «Er hat einfach alles richtig gemacht. Jeden einzelnen Arbeitsschritt, jede Wahl des Materials, jede Wölbung, jede Lackierung. Er war kein Darsteller seiner selbst, und er war kein innerlich getriebener Perfektionist. Er war ein Diener, ein Berufener. Diese grossartige Haltung findet in der Stimme seiner Geigen Ausdruck.»

Die eigene Stimme finden

«Irgendwann wurde mir das Gleichnishaftes meiner Arbeit bewusst», sagt Martin Schleske. «Wir alle sind Instrumente in Gottes Hand. Es ist unsere Lebensaufgabe, unsere eigene Stimme zu finden, indem wir die uns gegebenen Möglichkeiten mit vollem Einsatz und mit Dankbarkeit ausschöpfen. Es ergibt keinen Sinn, die Stimme eines anderen Menschen zu kopieren oder toppen zu wollen.» Schmunzelnd verweist er auf die deutsche Sprache, die als «stimmig» bezeichne, was in Harmonie mit sich selbst sei.

Schon lange baut Martin Schleske Geigen, die seine eigene Handschrift tragen; Instrumente, die seine Lebenskraft, seine Leidenschaft, seine Erfahrung im Klang haben. Wie würde er sie charakterisieren? «Eigenwillig und dicht, erdig, körperhaft im Ton, mit Tiefe und Ernsthaftigkeit, aber auch mit einer grossen Strahlkraft.»

Durch Zufall – falls es im Leben von Martin Schleske so etwas wie Zufälle gibt – gelangte er in den Besitz von 30 000 Jahre altem Holz aus Neuseeland. Eine mächtige Kauri-Fichte versank dort einst in einem Hochmoor und wurde erst kürzlich geborgen. «Ich habe daraus eine Geige gebaut», sagt Martin Schleske mit Begeisterung in der Stimme: «Sie hat einen unfassbaren Klang. Mächtig und wild!» Für zwölf bis fünfzehn Instrumente befindet sich Kauri-Klangholz in seinem Lager. «Vielleicht werden diese Geigen ja einmal mein ganz persönliches Vermächtnis sein. Das, was weit über meine Zeit hinaus von mir bleibt.» ♦

Franziska Zydek lebt in der Schweiz und in Italien. Die Absolventin der Deutschen Journalistenschule in München arbeitete für Verlage in Deutschland und der Schweiz, war im Fundraising für Umweltschutz-Anliegen tätig sowie Mitinhaberin einer Agentur für Corporate Publishing in Zürich. Heute schreibt sie über Menschen und ihre Lebenswege und unterrichtet in Achtsamkeit.

A black and white close-up portrait of Martin Schleske. He is wearing a dark, textured beanie with a light-colored band and thick-rimmed glasses. His right hand is raised, with fingers slightly curled, near his forehead. He has a slight smile and is looking down and to the left. The background is blurred, showing what appears to be a wooden surface.

Bücher von Klängen und Tönen

Täglich hält Martin Schleske Gedanken und Erkenntnisse fest, die ihm bei der Arbeit an einem Instrument in den Sinn kommen. So entstand «Der Klang: Vom unerhörten Sinn des Lebens». Das mit Herzblut in packender und berührender Sprache geschriebene Buch erzählt auf 352 Seiten von allen Phasen des Geigenbaus. Jeder Arbeitsschritt wird geschildert als Gleichnis für persönliche Entwicklung, Berufung und die Suche nach dem eigenen Weg. «Eine Liebeserklärung an die Schöpfung und an das Leben selbst», schrieb ein Kritiker. «Der Klang» wurde in viele Sprachen übersetzt und über 100 000 Mal verkauft. Weitere Bücher folgten, auch sie sind Bestseller.

Informationen zum Leben und Schaffen Martin Schleskes:
www.schleske.com

Reihen, Grüppchen, Nummern

Text: Michael Neubauer

In der Menschenschlange sind alle gleich. Ihr egalitäres Prinzip machte sie zu einem interkulturellen Phänomen. Auch wenn sich in Zeiten der Globalisierung die Kultur des Anstehens in vielen Ländern ähnelt, so gibt es doch Variationen im spezifischen Warteverhalten.

Grossbritannien: Champion, aber nicht Erfinder

Wenn jemand Warteschlangen-Meister ist, dann die Briten. Sie lieben Disziplin bei ihrem Queuing; klare Regeln und faires Verhalten verhindern unnötige Diskussionen – Vordränger ziehen verächtliche Blicke auf sich. Wer der Erste ist an einer Bushaltestelle oder einem Postschalter, ist schon eine Schlange – und informiert die danach kommende Person gerne mit: «This is a queue!» Doch selbst wenn die Briten als Anstellprofis gelten – die Kulturtechnik stammt wohl nicht von der Insel. Der schottische Historiker Thomas Carlyle beobachtete das «Warten im Gänsemarsch» einst in Paris und schrieb darüber 1837 in seinem Werk «Die Französische Revolution». Er war begeistert von dieser strengen Ordnung und empfahl die «Quasi-Kunst» seinen eigenen Landsleuten. Der englische Begriff stammt denn auch vom französischen «faire la queue».

Schweden: Liebe zum Nummerlapp

Er steht in Behörden, Apotheken, bei Optikern und in vielen Läden mit Servicetheken. Die Schweden sind Fans des Nummerlapp-Automaten. Wer auf dessen Touchscreen drückt, erhält einen Zettel mit einer aufgedruckten Nummer – und weiss, dass er dran sein wird, sobald diese mit einem «Ding-Dong» auf einer Anzeige erscheint. In Dänemark stehen vergleichbare Wartemarken-Geräte sogar bei vielen Bäckern: Ausländische Touristen übersehen sie gerne, warten dann ewig oder drängeln sich vor, ohne zu wissen, dass sie damit die Einheimischen verärgern. «In Ländern wie Deutschland werden diese Nummernsysteme oft wieder abgeschafft, weil sie etwas sehr Anonymes haben», sagt Andreas Göttlich, Soziologe an der Universität Konstanz und Leiter des Forschungsprojekts «Warten. Eine Grundlagentheorie». Es gebe aber einen Vorteil: Man könne die Wartezeit besser einschätzen und vielleicht noch etwas anderes erledigen, bevor die eigene Nummer aufblinkt.

Japan: Mentalität und Markierung

Respekt vor dem anderen, Selbstdisziplin, konformes Verhalten in der Gemeinschaft – diese Werte sind den Japanern im alltäglichen Leben sehr wichtig. Kein Wunder, dass das Schlangestehen perfekt funktioniert in dem Land, dessen Einwohner anderen gegenüber sehr zuvorkommend sind. «Doch die hohe Tugend des Anstehens hat nicht nur mit der japanischen Mentalität zu tun», sagt Warteforscher Andreas Göttlich. Auch räumliche Gegebenheiten und Vorkerungen seien Gründe dafür, dass die Japaner Eins-a-Warteschlangen bilden: An der U-Bahn und bei Zügen wie dem Shinkansen zeigen Markierungen auf den Bahnsteigen an, wo sich die Reisenden anstellen müssen – die Waggontür wird sich genau dort öffnen. «Wenn – wie in vielen Ländern Europas – Unübersichtlichkeit auf den Bahnsteigen herrscht, regiert auch eher das Ellbogenprinzip», sagt Göttlich.



Spanien: Ordnung unter Grüppchen

Grüppchen und Mensentrauben statt Warteschlangen: Das lässt sich immer wieder in Spanien beobachten. Wer aber glaubt, dem wohne keine Ordnung inne, der irrt. Kommt man neu hinzu, fragt man: «El último? La última?» («Der Letzte? Die Letzte?») Schon erfährt man, wer die Vorderfrau oder der Vordermann in der unsichtbaren Schlange ist. In Spanien hat sich das Warten auch als Geschäftsmodell etabliert: Wenn etwa an Namenstagen von Heiligen Hunderte von Pilgern vor den Kirchen anstehen, kann man sich mancherorts einen Stellvertreter buchen. Der übernimmt das Anstellen und lässt sich dann im letzten Moment ersetzen. Manche Profi-Ansteher verdienen damit stattliche Summen. «Beim Warten geht es auch um Prestige, Macht und Geld: Wer es sich leisten kann, kauft sich gerne davon frei», sagt Andreas Göttlich. Auch in Indien, Japan und in den USA gibt es Agenturen und Apps, über die man professionelle Ansteher buchen kann.

Frankreich: Mal Disziplin, mal Kassenrennen

Bei ihrem täglichen Gang in die Boulangerie fürs frische Baguette halten sich die Franzosen meist akkurat an die Schlängelinie. Doch sie können auch anders in dem Land, in dem sich die Menschen nur ungern von einer Fussgängerampel das Warten vorschreiben lassen: Wenn kein Auto in Sicht ist, schaltet man gerne mal in den Ich-bin-mir-der-Nächste-Modus. Ob Skilift oder Flughafenschalter: So manche Franzosen drücken sich vorbei an den anderen in die nächste Lücke. In Frankreich wie auch in Deutschland ist etwas gang und gäbe, was die Briten streng missbilligen: das Kassenrennen im Supermarkt. Macht plötzlich eine zweite Kasse auf, flitzt – haste nicht gesehen – jemand von hinten aus der bisherigen Reihe nach vorne. «Man gönnt sich eine kleine Freiheit von der Norm», sagt Soziologe Göttlich, «und diesen Regelbruch nehmen die anderen dann meistens hin, weil man sich sagt: Vielleicht habe ich ja selbst mal dieses Glück.»

Indonesien: Ellbogen- und Körpereinsatz

Wer sich in Indonesien anstellt, ist selbst schuld. Drängeln, überholen, rein in die Lücke: Was im Strassenverkehr an der Tagesordnung ist, erlebt man dort auch an Serviceschaltern und Supermarktkassen. Körperkontakt: Warum nicht? Wer höflich ist und die Selbstbewussten vorbeiziehen lässt, der kommt nie dran. Also: Selbst Ellbogen ausfahren, Beine breit, Taschen gut platzieren, um seinen Platz zu behaupten. Man sollte Drängler nicht durch Schimpfen blossstellen, das gehört sich nicht. Es gibt aber Situationen, in denen ein kleiner freundlicher Hinweis darauf, dass das Ende der Schlange ja ganz woanders ist, Wunder wirkt. An Flugschaltern, auf Behörden oder bei der Krankenhausverwaltung bringen Absperrbänder oder Nummernsysteme ein wenig Ordnung in die indonesische Geduldswelt – seit der Coronapandemie auch in Supermärkten. Aber immer schön aufpassen: Keine Lücke lassen! ♦

«Bin ich gut genug für den Chef, hübsch genug, schlank genug, reich genug? Diese Ideale machen uns krank.» Pater Anselm Grün, Abtei Münsterschwarzach, lehrt Manager, gelassener zu werden.



«Es geht
darum,
unser Ego
zu bändigen»

Interview: **Sacha Batthyany** | Fotos: **Daniel Biskup**

Er ist Benediktinermönch, behandelt Burn-out-Patienten und schreibt Millionenbestseller: Pater Anselm Grün gilt als Deutschlands bekanntester Seelentröster. Im Interview erklärt er, warum vielen Menschen zu viel Ruhe Angst macht.

CREDO: Pater Anselm Grün, wir stehen irgendwo zwischen der dritten und vierten Welle der Pandemie, die ganz viel persönliches Leid mit sich brachte. Wir mussten uns in Geduld üben, bis wir wieder Verwandte und Freunde treffen durften, bis ein Impfstoff entwickelt wurde und das Leben zurückkehrte. Hat uns Corona gelehrt zu warten?

Ja, das sehe ich so, aber der Preis für die Lektion ist hoch. Unsere Gesellschaft, die es gewohnt ist, mit einem Klick alles zu bekommen, stand plötzlich Schlange, weil auch die Hauslieferungen ausblieben. Wir haben schmerzlich lernen müssen, nicht alles zu bekommen und nicht alles zu beherrschen; wir mussten warten, bis sich die Lage wandelt, und wurden angewiesen, zu Hause zu bleiben und leiser zu treten. Früher gab es Fastenzeiten, in denen man bewusst verzichtete und gewartet hat, heute haben das viele Menschen verlernt. Sigmund Freud sagte einmal: Wer nicht verzichten kann, wird nie ein starkes Ich entwickeln. Es gehört zur inneren Stärke, dass man warten kann. Geduldige Menschen sind geübt darin, sich selbst auszuhalten, auch das zeigte sich während der Pandemie.

Wie meinen Sie das?

Die Pandemie hat uns gezeigt, dass wir nicht immer tun können, was wir gerne tun möchten. Manche Menschen sind daran beinahe verzweifelt; andere fanden sich damit ab und fielen in eine innere Ruhe, weil sie sich so annehmen konnten, wie sie sind. Auch das ist eine Tendenz heute: Alles muss sofort geändert werden, wenn man mit sich oder seinem Partner, seiner Partnerin unzufrieden ist. Ich sehe das anders. Radikale Veränderung hat etwas Aggressives, weil man sich zu einem anderen Menschen machen will. Ich bevorzuge die Verwandlung: Ich würdige mich so, wie ich bin, muss aber vielleicht noch hineinwachsen in meine eigene Gestalt. Zur Verwandlung braucht es eben auch Zeit, genauso wie in der Natur. Ich kann nicht ständig an einer Pflanze zupfen, die wird deshalb nicht schneller wachsen. Ich muss sie wachsen lassen.



Anselm Grün: «Die Ungeduld der Jugend ist berechtigt, aber die andauernde Panik, dass morgen bereits alles zu spät sei, schafft auch keine Lösungen auf Dauer.»

Der Mensch von heute aber hat keine Zeit und vor allem keine Geduld. Woher kommt eigentlich diese dauernde Hektik: Ist es die Angst vor dem Tod?

Ein alter Mönch wurde mal gefragt, warum er nie Angst habe, worauf er antwortete: «Weil ich mir ständig den Tod vor Augen halte.» Die Annahme des eigenen Todes führt einerseits dazu, im Jetzt zu leben und den Augenblick zu genießen, und andererseits führt sie zu mehr Gelassenheit. Der Tod ist das totale Loslassen des Ego.

Um gelassener und geduldiger zu werden, sollten wir uns also ständig an unser Ableben erinnern?

Der Schlüssel zu mehr Gelassenheit liegt darin, sich anzunehmen, wie man ist. Und nicht zu hohe Erwartungen an sich selbst zu stellen. Es geht darum, unser Ego zu bändigen. Das Ego will sich immer beweisen und darstellen, das Ego kreist ständig um sich selbst: Bin ich gut genug für den Chef, hübsch genug, schlank genug, reich genug? Diese Ideale machen uns krank. Wer bereit ist, sein Ego in die Ecke zu stellen, der ist plötzlich freier, kann sich anderen Dingen widmen – und wird gelassener. Gelassenheit bedeutet ja nicht, faul im Bett zu liegen und sich um gar nichts zu scheren. Im Gegenteil. Nur wer gelassen ist und sich vom Egodruck befreit, der kann sich neuen Herausforderungen stellen.

Sie gelten als Deutschlands bekanntester Seelenröster, halten Manager-Seminare und beraten auch Burn-out-Patienten.

Wie bringen Sie solchen Menschen bei, gelassener zu werden?

Ein Burn-out hat nicht nur mit der Arbeitsmenge und dem Stress zu tun, sondern hängt auch von inneren Einstellungen ab: Wie sehr man sich unter Druck setzen lässt und allen Erwartungen entsprechen will. Da ist mehr Gelassenheit durchaus ein probates Mittel. Die typischen Workaholics, die Arbeitssüchtigen, die müssen sich mit Arbeit zudecken, weil sie vor sich selbst davonlaufen. Wer dauernd unter Hochspannung steht, der empfindet die Arbeit als anstrengend; wer hingegen gelassener arbeitet, der ist effektiver. Gelassenheit fördert die Konzentration.

Theoretisch mag das alles zutreffen. Die Praxis sieht anders aus. Eine volle Agenda, ein volles E-Mail-Postfach und viel Lärm und Likes in den sozialen Medien werden positiv konnotiert. Ruhe und Geduld hingegen ist etwas für Rentner und Aussteiger.

Das stimmt schon. Aber diese dauernde Hektik und die Hetzerei von einem Termin zum nächsten kommen mir oft etwas gespielt vor. «In der Ruhe liegt die Kraft» lautet ein altes Sprichwort, das bis heute gültig ist. Denn wer hektisch agiert, der wird kaum

etwas Tiefgründiges bewirken können, weil er sich auf die Arbeit oder die Beziehung gar nicht einlassen kann. Ich erlebe viele Menschen, gerade solche in sehr hohen Ämtern, die zwar zur Ruhe kommen wollen, aber in Panik geraten, sobald nichts los ist. Aus Angst, es könnten unangenehme Gedanken oder Schuldgefühle hochkommen, verdrängen sie diese von vornherein, indem sie sich Arbeit aufhalsen. Dabei sollte der Weg ein anderer sein: Nur wer keine Angst hat vor der inneren Wahrheit, der kommt zur Ruhe.

In der Zeitung heute Morgen las ich: Corona ist in Brasilien wieder auf dem Vormarsch, in den USA nehmen die Tötungsdelikte durch Schusswaffen zu. Die Arbeitslosigkeit bleibt ein wichtiges Thema, und in Myanmar droht eine Hungersnot. Wie soll man denn in diesen Zeiten überhaupt gelassen und geduldig bleiben?

Diese Meldungen sind erschreckend, und man darf sie nicht übergehen. Die entscheidende Frage lautet: Was kann ich tun? Oder auch: Wo sind meine Grenzen? Geduld bedeutet in diesem Zusammenhang, dass man abwägt, ob und wie man helfen kann oder nicht, und sich dann eben bewusst dafür entscheidet. Und sei es durch beten.

Beten klingt oft nach einem Alibi.

Während des Gebets fühlt man sich zumindest solidarisch mit den Menschen und kreist nicht nur um sich selbst, sondern nimmt Anteil am Schicksal der Brasilianer, die unter einem verrückten Präsidenten leben müssen. Unsere Möglichkeiten zur Hilfe sind begrenzt. Das ist nun mal so, auch wenn diese Einsicht schmerzt.

Es gibt Menschen, die keine Medien konsumieren, um sich diesen Meldungen nicht auszusetzen. Auch als Mönch schottet man sich ab von der Welt. Sie hingegen stellen sich den grossen Fragen und Problemen der Welt in Ihren Büchern und Vorträgen. Was treibt Sie an?

Abschotten kann nicht der richtige Weg sein. Wir sind solidarisch mit Menschen in Not. Wir leben alle auf demselben Planeten, deshalb ist es wichtig, dass wir alle unseren Beitrag leisten.

Die Klimajugend in der Schweiz – und auch in Deutschland – betont, dass wir keine Zeit mehr haben, weil wir eine nie da gewesene zeitliche Bedrohung erleben. Ruhe bewahren ist in den Augen von jungen Menschen wie Greta Thunberg fatal. Sie sagte bei einer UN-Klimakonferenz: «Ich will, dass ihr in Panik geratet!»

Der Klimawandel ist eine sehr ernste Bedrohung. Aber auch da

ist es wichtig, nicht kopflos vorzupreschen, sondern überlegt zu agieren. Wir können unseren Lebensstil verändern – und zwar von heute auf morgen. So kann jeder selbst seinen Beitrag leisten. Zugleich aber braucht es den politischen und wirtschaftlichen Willen, an den ganz grossen globalen Schrauben zu drehen. Die Ungeduld der Jugend ist berechtigt, aber die andauernde Panik, dass morgen bereits alles zu spät sei, schafft auch keine Lösungen auf Dauer.

Ist Angst ein guter Ratgeber?

Angst schürt Autorität. Denn plötzlich wird jeder verteufelt und denunziert, der nicht den richtigen Stil lebt und trotzdem mit dem Flugzeug in die Ferien fliegt. Verzicht darf nicht in Lebensverneinung umschlagen. Man muss auch geniessen können. Wer sich alles sofort verbietet, schafft Angst und Aggression. Viel eher plädiere ich dafür, freiwillig auf gewisse Tätigkeiten zu verzichten und abzuwägen, ob man tatsächlich übers Wochenende nach New York fliegen muss, um sich zu erholen. Ein Spaziergang im Wald wäre da sicher die bessere Lösung.

Haben Sie das Gefühl, dass wir Menschen des 21. Jahrhunderts grösseren Herausforderungen ausgesetzt sind, als dies früher der Fall war?

Vergleiche mit früheren Zeiten sind schwierig. Grosse Naturkatastrophen, Überschwemmungen, Stürme gab es schon immer, aber nicht in diesem Ausmass. Dafür gab es die ganz grossen Kriege, von denen wir in Europa seit 70 Jahren mehrheitlich verschont blieben. Wir müssen verstehen lernen, dass wir nicht alles beherrschen und kontrollieren können. Das gilt auch für die Pandemie.

Sie hielten vor Corona unzählige Vorträge, haben weltweit über 20 Millionen Bücher verkauft und sind damit einer der erfolgreichsten deutschsprachigen Sachbuchautoren. Selbst Papst Franziskus zählt zu Ihren Fans. In Ihren Klappentexten steht, Sie schreiben für Grosseltern und Singles, für gestresste Mütter und erfolgreiche Manager. Aber Sie leben ein relativ sorgloses Leben in der Abtei Münsterschwarzach. Wieso sind ausgerechnet Sie ein guter Ratgeber?

Ich lehne die Bezeichnung Ratgeber ab, weil ich mich nicht über andere Menschen stelle. Ich denke von mir nicht, dass ich für alles eine Lösung habe. Ich versuche, das Leben so zu beschreiben, wie es ist. Ich habe einen Aussenblick, der mir hilft, die Dinge aus einer Distanz zu betrachten. Und ich spreche mit sehr vielen Menschen, wodurch sich mein Wissen und Erfahrungsschatz ständig vergrössern. Ich bin kein Besserwisser und möchte die Menschen in Berührung bringen mit der Weisheit ihrer eigenen Seele.

Was wollen Sie damit sagen?

Es geht darum, dass jeder Mensch seinen eigenen Weg findet. Ich kann nur Anregungen geben.

Sind Sie eigentlich stolz auf sich, wenn Sie Ihr Buch auf einer Bestsellerliste entdecken? Oder sind Sie frei von solchen Egostricheleien?

Wenn ich behauptete, mir würde das gar nichts bedeuten, würde ich mich über die Menschen stellen, und es entspräche auch nicht der Wahrheit. Ich freue mich, wenn ein Buch gut ankommt, und versuche dann, diese Freude oder den Stolz wieder loszulassen. Ich möchte mich nicht abhängig vom Erfolg machen. Das ist mir ganz wichtig.

Gibt es auch Kritik aus den eigenen Reihen: Geistliche, die Ihnen den Erfolg nicht gönnen?

Ich höre immer wieder, ich würde meine Bücher aus Geldgier schreiben, was nicht stimmt. Natürlich gibt es auch unter Geistlichen viele Neider, die jegliche Art von Erfolg kritisch beäugen, dabei ist Erfolg an sich etwas Schönes. Er treibt uns an. Aber die Kunst ist eben, immer wieder loszulassen und sich nicht über den Erfolg zu definieren. Ich schreibe meine Bücher, um Menschen anzusprechen. Ich möchte den Menschen dienen.

Sie sind – nebst vielem – auch Finanzexperte. In der Börsenwelt sind Gelassenheit und Geduld nicht gerade weitverbreitet. Da gewinnt oftmals der Schnellere.

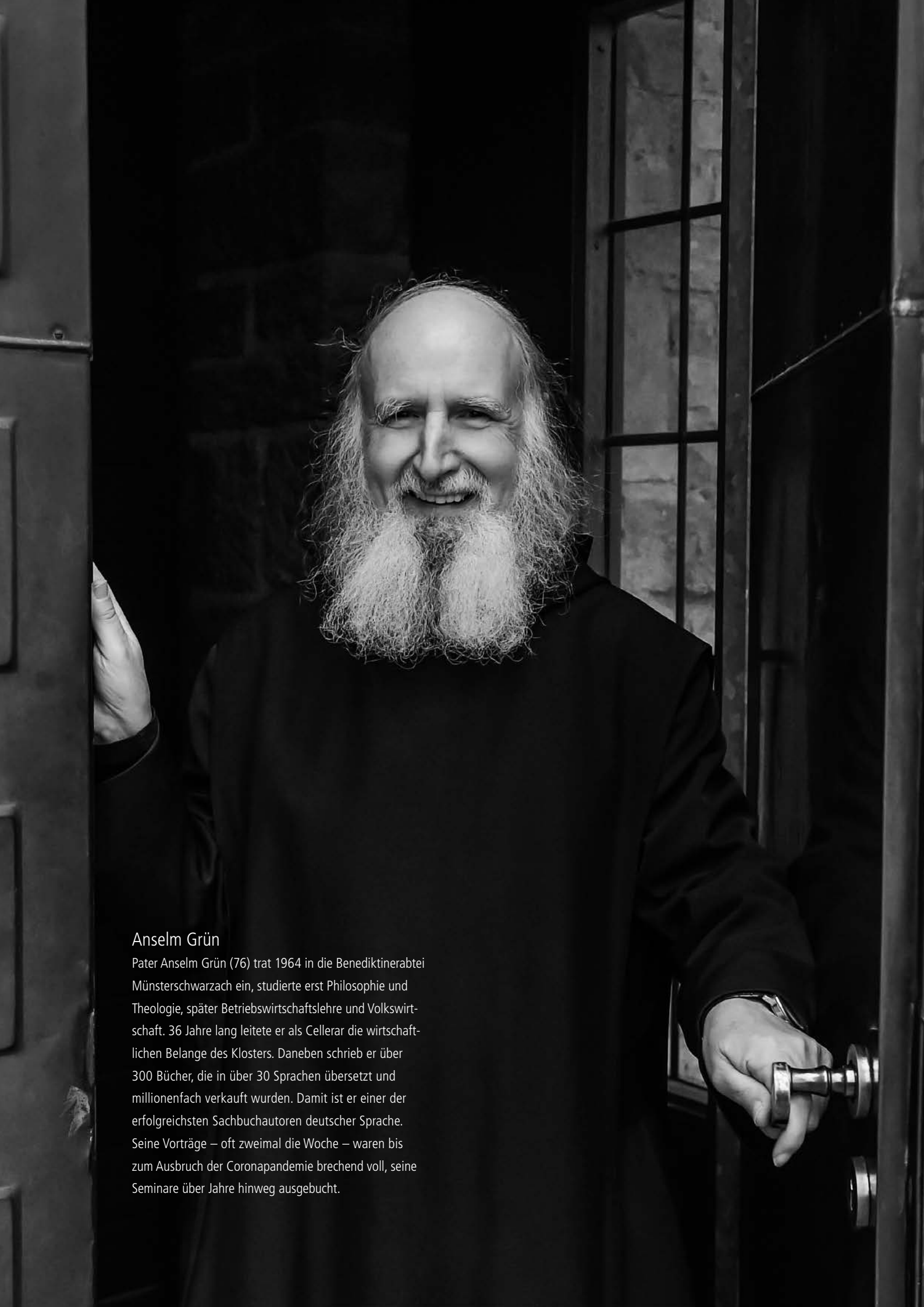
Das sehe ich anders. Seit 40 Jahren beschäftige ich mich mit Geldanlagen. Es gibt ja den Spruch: Hin und Her macht Taschen leer. Denn auch hier zeigt sich, wer einen langen Atem hat, der wird am Ende wohl mehr besitzen als der schnelle und hektische Spekulant.

Sie haben in der Finanzkrise Geld verloren, war zu lesen.

Haben Sie auch die Geduld verloren?

Na ja, wer in der Finanzkrise nichts verloren hat, der hat vorher nichts gewonnen. Auch da war es wichtig, gelassen zu reagieren. Viele Aktien haben rasant an Wert eingebüsst, waren aber nach ein paar Jahren wieder auf dem gleichen Stand. Ich habe nicht effektiv Geld verloren, nur zeitweise, man muss eben warten können, auch in der Börsenwelt. Nur wer panisch auf die Krise reagierte, der verlor viel Geld. ♦

Sacha Batthyany ist Journalist und Autor. Nach einigen Jahren in den USA, wo er als Amerika-Korrespondent für den «Tages-Anzeiger», «Das Magazin» und die «Süddeutsche Zeitung» berichtete, ist er seit 2018 als Redaktor im Ressort Hintergrund der «NZZ am Sonntag» tätig.



Anselm Grün

Pater Anselm Grün (76) trat 1964 in die Benediktinerabtei Münsterschwarzach ein, studierte erst Philosophie und Theologie, später Betriebswirtschaftslehre und Volkswirtschaft. 36 Jahre lang leitete er als Cellerar die wirtschaftlichen Belange des Klosters. Daneben schrieb er über 300 Bücher, die in über 30 Sprachen übersetzt und millionenfach verkauft wurden. Damit ist er einer der erfolgreichsten Sachbuchautoren deutscher Sprache. Seine Vorträge – oft zweimal die Woche – waren bis zum Ausbruch der Coronapandemie brechend voll, seine Seminare über Jahre hinweg ausgebucht.

Brüder Bauer, Hortus Botanicus, Pflanzen gesammelt vom Prior Norbert Boccius,
Detail aus «Crocus floribus fructui impositus tubo longissimo» (Band 3, Blatt 111), 1778
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna



CROCUS floribus
longilimo S: P: L: 4
CROCUS austriac

Das rote Gold

Sollte man, um sein Vermögen gut und sicher anzulegen, vielleicht in Safran investieren? Das Gramm dieser kostbaren Fäden kann um die 30 Euro kosten. Teuer ist Safran (*crocus sativus*) von jeher gewesen, ein edles Gewürz, ein fast mit Gold aufzuwiegender Farbstoff, dessen antidepressive Wirkung zudem intensiv in der Medizin erforscht wird. Der hohe Preis verwundert nicht, wenn man zum einen seine geschmacklichen Qualitäten, seine Farbintensität und seine heilenden Eigenschaften in die Waagschale legt – und zum anderen die aufwendige, kostspielige Herstellung. Tatsächlich braucht es eine Menge Geduld, bis dieses eine Gramm gewonnen ist: Eine Blüte hat einen Griffel, der sich in drei Narben aufteilt; aus 150 bis 250 dieser Blüten kann man ein Gramm Safran ernten. 60 bis 80 Gramm pro Tag beträgt in etwa die Ausbeute eines der versierten Pflücker, die die Ernte während der kurzen Blüte im Herbst einbringen.

Der beste Safran eroberte von Persien aus die internationalen Küchen, das berühmte *Risotto alla milanese* wäre ohne diese erlesene Zutat undenkbar. Und wohl kein Webteppich, kein Kelim aus diesem Land kommt ohne das strahlende Safrangelb aus.

Auch in Pflanzenbüchern und Herbarien hat diese besondere Krokus-Art ihren festen Platz. So durfte sie in Johann Wilhelm Weinmanns 1735 bis 1745 in Regensburg erschienener vierbändiger «Phytanthoza Iconographia» ebenso wenig fehlen wie in dem berühmten vierzehnbändigen «Hortus Botanicus» der Gebrüder Bauer, einem der grossen Schätze der Sammlungen des Fürsten von und zu Liechtenstein. Diese überaus talentierten drei jungen Zeichner bildeten zwischen 1776 und 1804 die Pflanzensammlung des Priors im Feldsberger Kloster der Barmherzigen Brüder, Norbert Boccia (1729–1806), in kostbaren Gouachen auf Pergament in bis dato unerreichter Meisterschaft ab.

Joseph Anton Bauer (1756–1831), Franz Andreas Bauer (1758–1840) und Ferdinand Lucas Bauer (1760–1826) wuchsen im damals niederösterreichischen, heute südmährischen Feldsberg auf und studierten an der Wiener Universität bei dem Botaniker Nikolaus Joseph von Jacquin (1727–1817), wo sie auch mit der Mikroskopie als Grundlage zum Studium und zur Wiedergabe kleinster pflanzlicher Details in Berührung kamen. Geduld zeichnete fortan ihren Lebensweg: von den mühsamen Entdeckungen und Sammlungen der Flora und Fauna, die sie auf Reisen in Griechenland, Kleinasien und sogar Australien zusammentrugen, bis zu deren Wiedergabe auf den kostbaren Folioseiten des

«Hortus» oder in Pflanzenaquarellen, die heute auch im Naturhistorischen Museum Wien, in den Kew Gardens bei London oder im dortigen Natural History Museum verwahrt werden.

Diese Tausende von Blättern entstanden mithilfe eines standardisierten Farbkodex, der Farben mit Ziffern verband, so dass die Brüder in den Feldskizzen lediglich eine Farbnummer notieren mussten, um den Darstellungen später ihre natürliche Farbigkeit zuordnen zu können.

Wo Licht ist, ist auch Schatten. Warum sollte das bei einem so teuren, kostbaren Naturprodukt anders sein: Kenntnis ist – wie in der Kunst – eine unabdingbare Voraussetzung, um nicht betrogen zu werden und viel Geld zu verlieren.

Auf den Basaren des Orients erhält man Safran in verschiedensten Qualitätsstufen, bis hin zu Surrogaten oder gar Fälschungen. Seit der Antike und dem Mittelalter wird die Färberdistel (*crocus ortensis*, *crocus ortolanus*) zum Färben von Seide gezüchtet. Die auch als «Falscher Safran» bezeichnete Pflanze färbt schwächer als das Original und fügt vor allem Speisen keinen eigenen charakteristischen Geschmack hinzu. Kenner unterscheiden die Röhrenblüten der Färberdistel von den fadenförmigen Narbenlappen des Safrans auf einen Blick. Unerfahrene Kunden werden hingegen auch häufig mit Kurkuma-Mischungen getäuscht. Neben der rein optischen Unterscheidung kann ein Natrontest die Wahrheit ans Licht bringen: Versetzt man eine Natronlösung mit nur wenigen Fäden, wird diese nach der Zugabe von echtem Safran gelb, sollten Kurkuma-Anteile eingebracht worden sein, wird die Natronlösung erst trüb und färbt sich dann rot. Ein Test, den Händler schon vor Jahrhunderten kannten und zur Anwendung brachten.

So verhält es sich bei diesem Naturprodukt ähnlich wie in der bildenden Kunst: Je teurer, desto höher die Gefahr, auf Fälschungen hereinzufallen; umso höher die Qualität, desto essenzieller die Geduld, um die Sammlung zusammenzubekommen, egal ob es sich um Gemälde, Skulpturen und andere Werke handelt – oder eben um das kostbare Naturprodukt Safran. ♦

Dr. Johann Kräffner ist Direktor der Fürstlichen Sammlungen und war von 2002 bis 2011 Direktor des LIECHTENSTEIN MUSEUM, Wien. Er ist Verfasser zahlreicher Monografien zur Architekturgeschichte und -theorie.

Teezeremonie und Blumenstecken sind für sie meditative Rituale:
Seit Generationen produziert die Familie von Chiyo Yamamoto
edle Stoffe in Kyoto.





Die Perfektion des Einfachen

Text und Fotos: **Roland Hagenberg**

Von der Kampfkunst der Samurais im 17. Jahrhundert bis zum Blumenstecken als Deeskalationstraining für angehende Polizisten: Verschiedene Stimmen aus Japan sinnieren über die Bedeutung von *Gaman* und *Shinbo* – Geduld und Beharrlichkeit – in der Geschichte, in Politik, Gesellschaft und ihren ganz eigenen Lebensentwürfen.

Der 13. April 1612 ist in die Geschichte Japans eingegangen. An diesem Tag durchbohrte Samurai Musashi Miyamoto den Brustkorb seines Rivalen Kojiro Sasaki mit einem Holzstock. Beide Männer galten als die besten Kämpfer des Landes. Sasaki war Meister des *Odachi*: ein über 90 Zentimeter langes zweihändiges Schwert, wie es Uma Thurman im Hollywoodfilm «Kill Bill» schwingt. Miyamoto galt hingegen als unschlagbar mit der *Katana*, jener 70 Zentimeter langen Klinge, die alle Samurais, Krieger von Feudalherren, an ihren Seiten tragen. Bei Duellen ging es damals um Leben und Tod – es sei denn, die Kontrahenten hatten sich zuvor auf eine unblutige Spielregel geeinigt. Und es ging um List, Geduld und Ausdauer. Sasakis «Schwalbenschwensschlag» war gefürchtet. Die Klinge sauste von oben auf den Gegner, um ihn samt Rüstung zu spalten. Ging der Schlag daneben, dirigierte der Kämpfer den Schwung kurz vor dem Boden schräg nach oben zurück, um den Feind seitlich zu halbieren. So flink war Sasaki, dass er angeblich Vögel in der Luft köpfen konnte.

Warum Miyamoto damals zum Duell ohne Metallwaffe erschienen war, darüber streiten sich Historiker bis heute. Wahrscheinlich, um den Gegner aus der Fassung zu bringen, ihn abzulenken. Geduldig wartete Miyamoto auf die Sonne im Rücken und die Ebbe unter den Füßen, verspätete sich deshalb um zwei Stunden. Auch das ein taktischer Zug, den er später in der Kampfanleitung «Das Buch der fünf Ringe» beschreibt. Gedacht als taktischer Wegweiser für Samurais, war diese Schrift nach dem Zweiten Weltkrieg von der amerikanischen Besatzung kurzfristig verboten worden, dient aber heutzutage wieder zähen Managern als Inspirationsquelle. Sasaki fühlte sich vom Holzstock irritiert, durch die Verspätung beleidigt und hatte damit das Geduldsspiel schon verloren. Voreilig holte er zum Schwalbenschwensschlag aus, erwischte aber nur Miyamotos eingeeölnen Haarschopf. Der wiederum nutzte die Unachtsamkeit, beendete Sasakis Leben mit seinem Ersatzschwert und flüchtete dank der Ebbe im Boot – Anhänger eines getöteten Verlierers waren stets auf Rache aus.



«Ständig Taifunen, Erdbeben oder Tsunamis ausgeliefert zu sein hat Japans Bereitschaft zum geduldigen Hinnehmen geprägt.» Stararchitekt Jun Aoki mit dem Modell für sein neues Stadion in Nagano.

Klagloses Durchhaltevermögen

400 Jahre später leben in Japan Samurai-Tugenden wie Ehre, Mut, Pflichtbewusstsein und Loyalität weiter. Das verlangt Geduld, Ausdauer und Beharrlichkeit. Japaner sagen dazu *Gaman* oder *Shinbo*, beide Begriffe fast gleichbedeutend und austauschbar (siehe auch Infokasten auf S. 29). «Dabei bezieht sich *Gaman* eher auf das Erdulden von Schicksalsschlägen, ausgelöst etwa von Taifunen, Erdbeben, Tsunamis, Vulkanausbrüchen und Kriegen, gegen die wir ohnehin nicht ankommen, eingebettet in einer unklaren Zeitspanne», erklärt Stararchitekt Jun Aoki (64), bekannt für seine Louis-Vuitton-Flagship-Stores und das Aomori Museum of Art. «*Shinbo* dagegen ist Beharrlichkeit in Situationen, in die wir uns oft selbst manövriert haben. In meinem Beruf zum Beispiel, während der Suche nach einer perfekten Designlösung vor dem Abgabetermin. Oder ein Politiker, der Verhandlungen zu Ende führen muss; eine allein-stehende Mutter, die Tag und Nacht arbeitet, bis zum Universitätsabschluss ihrer Kinder.»

Selbstkontrolle und Disziplin als Grundeinstellung und Sinn, an denen sich das Leben messen kann – je nachdem, von welcher Seite man es betrachtet. Als die USA während des Zweiten Weltkrieges amerikanische Mitbürger japanischer Herkunft in Lager steckten, verhielten sich die Internierten stoisch. Keine Beschwerden, Proteste, Widerstände. Lagerwachen interpretierten das als Unterwürfigkeit, Lethargie und Initiativlosigkeit. Für die Nachfolger japanischer Einwanderer jedoch war es *Gaman*, wo sie klagloses Durchhaltevermögen kollektiv unter Beweis stellten. In einer ausweglosen Situation spielten sie auf Zeit. Nur nicht aus der Fassung bringen lassen – was Sasaki im Zweikampf mit Miyamoto nicht gelang.

Im Sinne der Ahnen

Yoshindo Yoshiharas Schwerter zählen zu den besten der Welt. «Pro Jahr schaffe ich höchstens zehn», gesteht Japans bekanntester Waffenschmied. Er ist 78 Jahre alt und führt seine Handwerkskunst in der zehnten Generation einer Familie fort, die schon das Kaiserhaus belieferte. So berühmt ist sie, dass Hollywoodproduzenten die Rolle des Schmieds im Tom-Cruise-Film «Last Samurai» von 2003 mit Yoshiharas Bruder Shoji besetzten. «Einmal war König Carl Gustaf von Schweden hier», erwähnt Yoshihara beiläufig. «Er wusste, dass hinter einer Klinge vor allem Geduld steckt. Ich habe ihm ein Schwert geschenkt.»

Sucht man in der japanischen Kunst eine verbildlichte Version von *Gaman* und *Shinbo*, dann findet man sie dort, wo sich Präzision und Fertigkeit der Hände im Schatten sturer Ausdauer entfalten – über Generationen hinweg. Lack, Stoff,



Japans bekanntester Waffenschmied Yoshindo Yoshihara führt seine Handwerkskunst in der zehnten Generation seiner Familie fort. «Geduldig weitermachen, nie aufgeben, um nur nicht die Vorfahren zu enttäuschen.»

Papier, Blumen, Tonerde, Holz, Tinte und Eisen verwandeln sich in den Meisterwerkstätten Japans zu Spiegelbildern von Arbeitsethos, Harmonie und Bedachtsamkeit. «Die Menschen denken, je älter ein Schwert, desto besser! Zum Beispiel aus der *Kamakura*-Periode des 13. Jahrhunderts. Aber das stimmt nicht», sagt Yoshihara. «Schwerter kommen heutzutage nicht mehr zum Einsatz. Deshalb müssen sie besser sein als je zuvor – eleganter, härter, schärfer und kunstvoller. Sonst würde sich kein Sammler mehr dafür interessieren, und das wäre der Untergang unserer Zunft.» Tausende Male hielt Yoshihara Eisen erfolglos in die Glut, bis er lernte, den Flammen 800 Grad abzulesen – ohne Thermometer. Da wird die Klinge härter als hart, irgendwo zwischen kühlem Kirschrot und heissem Hellgelb. Fehlschlag folgte auf Fehlschlag, Frust auf Verzweiflung. Nur nicht die Ahnen enttäuschen, nur nicht aufgeben, nun, angelangt in der zehnten Generation.



Auf seine Artefakte platziert Lackwarenkünstler Kenji Omachi mit der Pinzette bis zu tausend Farbpigmente.

Perfektion bis zum Ende

Findet bei Yoshihara der Überwindungskampf in einer ver-russten Atelierhöhle statt, dann beim Lackwarenkünstler Kenji Omachi (62) in einem mit Plastikplanen abgeschirmten, staub-freien Atelier. Schon vor 6000 Jahren benutzten die Japaner den Rindensaft «Urushiol», um ihre Pfeil- und Speerspitzen zu be-festigen. Hautirritierend wie giftiger Efeu, kann er zu Rötungen und kleineren Geschwüren führen. Im 6. Jahrhundert entwickelte sich aus dieser Harzverwertung *Urushi*, die japanische Lack-kunst, mit der Kaiser ihren Luxus und edlen Geschmack zur Schau stellten. Meist waren es zinnoberrote Holzgefäße, aber auch schwarze Schatullen und Schmuckschränke, Köcher und Kämmen, Paneele und Paravents – allesamt goldbestäubt und perlmuttverziert –, um den Hofstaat zu entzücken. Nichts glänzt besser – auch nicht Kunstharzlack und Schellackpolitur.

Kenji Omachi ist einer der bekannten *Urushi*-Künstler aus Kyoto. Er arbeitet mit modernen Stilelementen, unter anderem auch für den internationalen Elektronik- und Keramikhersteller Kyocera. «Ein einziges Staubkorn kann alles ruinieren, wenn es sich in einer der bis zu 20 aufgetragenen Lackschichten ver-fängt», erklärt der Lackmeister. Tatsächlich würde es Laien

unter den Tausenden winzigen Glitzerteilchen aus Farb- und Goldpigmenten, die Omachi zusätzlich mit Pinzette unter der Lupe auf seinen Artefakten platziert, wohl kaum auffallen.

Doch darum geht es nicht – sondern um geduldiges *Kodawari*, darum, perfekter als perfekt zu sein. Da gibt es kein Schummeln. Weder in der Kunst noch im Alltag. Japanische Banken bügeln Geld kostenlos. (Wie peinlich wäre es, mit einem zerknitterten Schein zu bezahlen.) In Toiletten hinterlässt man den losen Anfang der Papierrolle spitz gefaltet – zum leichteren Herausziehen für den Nächsten. Und wenn in Coronazeiten alle eine Maske tragen, dann tanzt man auch da nicht aus der Reihe. Führen vielleicht Geduld, Hinnehmen und Anpassen in Japan deshalb zu seiner charakteristischen reduziert-harmoni-schen Ästhetik – um die Bürde des geduldigen Hinnehmens im Alltag zu erleichtern? Wenn sich *Urushi*-Meister Omachi mit staubgrossen Pigmenten abquält und durchhält, ist das nichts im Vergleich zu japanischen Mönchen, die sich noch bis 1903 selbst mumifizierten. Beim *Sokushinbutsu*-Ritual tranken sie über Jahre unter Qualen Urushiol-Saft, der sie langsam von innen austrocknete. Nahte das Ende, zogen sie sich mit einer Glocke und einem Halm zum Atmen in ein Erdloch zurück.

Und wenn die Glaubensbrüder kein Läuten mehr hörten, zogen sie die Mönche aus ihren selbst gewählten Gräbern, um sie als Mumien im Tempel aufzustellen.

Unbeirrt Veränderungen anstossen

Die ursprüngliche Bedeutung von Samurai war «jene, die im Umfeld des Adels dienen» – als Verwalter und Kammerdiener im Kyoto des 10. Jahrhunderts. Langsam avancierten sie zu Leibwächtern, übernahmen den Lebensstil des Adels und waren schliesslich Krieger. Sie dienten ihrem Anführer bis zum Tod und waren die Garanten für Militärdiktaturen und Feudalherrschaften bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Danach machte sich Japan auf den Weg, mit Reformen den Westen einzuholen. Es gab im Land nichts mehr zu bekämpfen, die Samurais wurden sozusagen herrenlos, weshalb man sie Ronin nannte.

Loyalität, Clanzugehörigkeit, strenge Hierarchie, Selbstdisziplin, Geduld und ein ausgereifter Sinn für die schönen Künste, das waren die Richtlinien im Leben der Samurais – und sind es noch heute für Japaner. «Nicht unbedingt zum Vorteil, wenn das Kaiserreich sich den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts stellen muss», meint Nozomu Yoshitomi (61), ehemaliger Generalmajor der japanischen Streitkräfte und derzeit Professor für Risikomanagement an der Nihon-Universität in Tokio. «Wir brauchen heute *Gaman* und *Shinbo*, nicht um den Status quo, also das Althergebrachte, zu erhalten, sondern um Veränderungen zu bewirken und umzusetzen. Unter der amerikanischen Schirmherrschaft sind wir bequem geworden, haben uns viel zu lange auf den Schutz des grossen Bruders verlassen, Reformen immer wieder aufgeschoben. Die Jugend weiss nicht, was draussen in der Welt passiert, und ist auch nicht daran interessiert. Dabei befinden wir uns mitten in neuen Auseinandersetzungen: Cyberkrieg, Diebstahl von geistigem Eigentum, Desinformationen in den sozialen Medien.»

Als ernsthafte Gefahr von aussen sieht Yoshitomi China: Um die Senkaku-Inseln, die beide Länder für sich beanspruchen, könnte jederzeit ein Krieg ausbrechen. Als ersten Gegenschritt fordert der ehemalige Soldat eine neue Verfassung. Selbstgeschrieben. Die derzeitige wurde 1946 von den Amerikanern aufgesetzt. Als zweiten Schritt eine Neuverhandlung des Sicherheitsabkommens. Denn darin steht, die USA «würden» Japan im Ernstfall verteidigen, aber nicht sie «werden». Die dritte Massnahme wäre Yoshitomis Meinung nach eine Aufklärungskampagne für die Gesamtbevölkerung über den tatsächlichen Zustand der Nation. Fast lässt sich die Lage mit jener während der Naturkatastrophe und Reaktorschmelze in Fukushima vor zehn Jahren vergleichen. Da haben alle ausgehalten, *Gaman*



Nozomu Yoshitomi, ehemaliger Generalmajor der japanischen Streitkräfte und derzeit Professor an der Nihon-Universität in Tokio, fordert eine Aufklärungskampagne über den bedrohten Zustand der Nation. «Das gelingt nur mit Geduld.»

gezeigt, Arbeiter in den Kraftwerken sogar ihr Leben riskiert, sonst wäre die Hälfte Japans heute unbewohnbar. Alles lief ab wie von allein, nach dem alten Schema des Hinnehmens. «In einer unerwarteten Krisensituation wie Fukushima oder Corona ist dieses Verhalten jedoch unbrauchbar, da alle auf Entscheidungen und Lösungen von oben warten, von dort aber nichts kommt.»

Bewahren für nächste Generationen

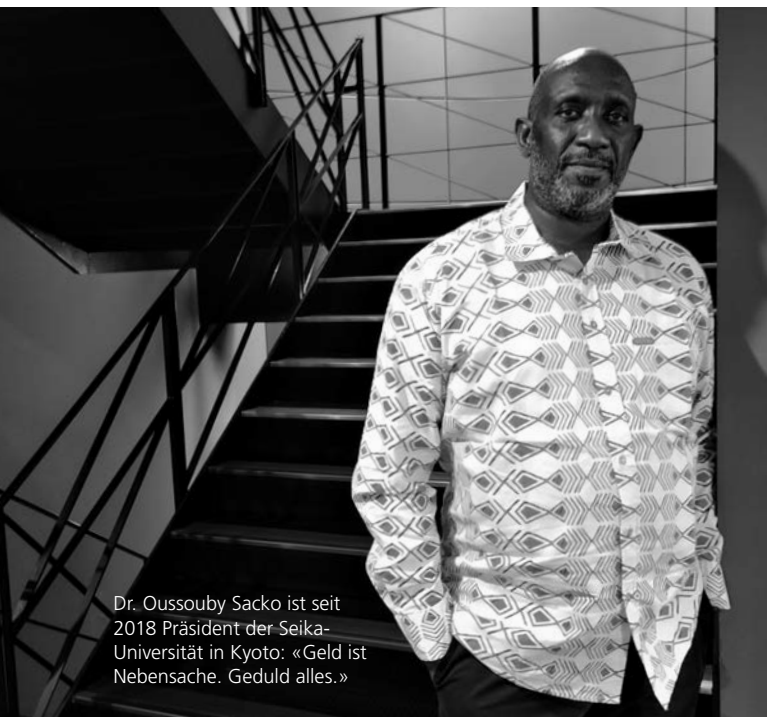
Umso wichtiger sind Privatinitiativen, die in Japan oftmals von Frauen ausgehen. Eine von ihnen ist die namhafte Textildesignerin Reiko Sudo (68). 1983 gründete sie ihre Firma *Nuno* (Stoff), verquickt Cutting-Edge-Technologien mit jahrhundertalten Herstellungsmethoden und sitzt im Beirat des Textilriesen Muji. «Stoffbetriebe sind auf eine kontinuierliche 24-Stunden-Energieversorgung angewiesen», sagt sie. Als der Strom wegen der Fukushima-Katastrophe rationiert wurde, kam es zu Produktionsausfällen, die kleine und mittlere Betriebe nicht überlebt hätten. Fachkräfte und Handwerksmeister mit traditionellem Know-how wären daraufhin nach China abgewandert, wo sie höchst gefragt seien. «Denn dort ist das Wissen in der Massenproduktion verloren gegangen», erklärt Sudo. Eine Ironie der Geschichte, kämen doch viele Handwerkskünste ursprünglich aus China. Jetzt wanderten sie zurück. «Umso wichtiger ist es, dass wir alles daran setzen, die restlichen Kleinbetriebe in unserem Land am Leben zu erhalten. Know-how, Geduld und Präzision sind die Garanten für das Überleben Japans in einer globalen Zukunft.»

Der mächtige Nachbar beschäftigt auch Dr. Oussouby Sacko (54). Seit 2018 ist er Präsident der Seika-Universität in Kyoto – und als solcher der erste in Japan mit afrikanischen Wurzeln. Aufgewachsen in Mali, studierte er Mandarin-Chinesisch in Peking sowie Architektur und Ingenieurwesen in Nanjing. Bei den Studenten, die aus China kommen, nimmt er einen gewissen Stolz auf die lange Kulturgeschichte ihres Landes wahr. Zugleich seien sie überrascht, wenn sie sehen, dass auch in Japan Kunst- und Handwerksfertigkeiten Jahrhunderte überlebten – und zwar «aus purer Bewunderung», so Sacko: «Geld ist Nebensache. Besser, den Kalligrafieschatz der nächsten Generation zu überlassen, als zu verkaufen. Besser, den Beruf vor dem Aussterben zu retten, auch wenn man davon nicht leben kann und sich mit Nebenjobs über Wasser halten muss, als aufzugeben, weil man nicht gebraucht wird. Das ist *Shinbo*».

Die Natur als Vorbild

Ikebana zum Beispiel, die Kunst, Blumen zu arrangieren, erfüllt diese Vorgabe nicht: Stundenlang Pflanzen in einer Vase zu positionieren ist kein lukratives Geschäftsmodell. Auch Ikebana kam einmal aus China – vor 1500 Jahren, um Altäre zu schmücken, eine simple Angelegenheit. Japaner aber machten eine Wissenschaft daraus, genau wie aus dem Teetrinken – mit System und festen Regeln. Stoffgestalterin Chiyo Yamamoto (80) aus Kyoto praktiziert beide Rituale in ihrer Freizeit. «Grösste Inspiration für Geduld ist die Natur», sagt sie in ihrem Teehaus mit Blick ins Grüne. «Sehen Sie hier diesen Pflaumenbaum. Den hat vor 220 Jahren mein Urgrossvater gesetzt. Er trägt immer noch Früchte. Zwar nur mehr zehn oder zwölf pro Jahr, aber selbst daraus mache ich noch Pflaumenwein, den wir zu besonderen Anlässen trinken.»

Zählte Ikebana einst zu den Verführungskünsten von Kurtisanen, Prostituierten und Geishas, gehört das Blumenstecken heute zur Ausbildung der Polizei im Konflikt- und Deeskalationsmanagement – als meditative Geduldsübung. «Das mit der Natur ist so eine Sache», sagt Yamamoto. «Wir müssen geduldig sein, uns bleibt ja nichts anderes übrig. Vielleicht deshalb auch die Faszination für Ikebana: weil wir uns dabei die Illusion schaffen, Natur kontrollieren zu können, nach unserem Willen zu formen, wachsen zu lassen, wie Bonsaibäumchen – zumindest bis zum nächsten Taifun oder Erdbeben.» ♦



Dr. Oussouby Sacko ist seit 2018 Präsident der Seika-Universität in Kyoto: «Geld ist Nebensache. Geduld alles.»

Roland Hagenberg lebt seit über 25 Jahren als freier Autor, Künstler und Fotograf in Tokio. Die Reiseberichte, Essays, Interviews und Fotos des gebürtigen Wiener sind in «Architectural Digest», «NZZ», «Vogue», «Wallpaper» und anderen internationalen Publikationen erschienen.



«Geduld und Präzision sind die Garanten für das Überleben Japans in einer globalen Zukunft», meint Textildesignerin Reiko Sudo.

Gaman und Shinbo

Im täglichen japanischen Sprachgebrauch hört man immer wieder *Gaman* und *Shinbo*, was so viel bedeutet wie Ausdauer und Durchhaltevermögen. Oder «*Ganbarō!*» – «Stehen wir das durch, geben wir unser Bestes!». Die Begriffe sind untereinander austauschbar, wenngleich nuanciert: *Gaman* ist eher dann angebracht, wenn das Ende des Durchstehens vage erscheint und auf die widrige Situation kaum Einfluss genommen werden kann. Bei *Shinbo* dagegen ist die Zeitspanne absehbarer, die fordernde Situation oft selbst herbeigeführt und die Chance grösser, auf sie einwirken zu können. Dementsprechend auch die Logik hinter den japanischen Schriftzeichen. *Gaman* kann man wörtlich lesen mit «Ich bin faul» – ich werde also nichts tun, weil ich ohnehin nichts ausrichten kann. Poetisch klingt es hingegen bei *Shinbo*: «Bitterkeit in den Armen halten» – man könnte sie fallen lassen, aber dann würde man aufgeben.

我慢 = Gaman

辛抱 = Shinbo



Die ganz eigene Gangart

Als es im Magazin der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» noch den berühmten Fragebogen gab, den Marcel Proust angeblich gleich zweimal in seinem Leben ausgefüllt hatte, antwortete die erdrückende Mehrheit der Prominenz auf die Frage «Ihr grösster Fehler?» stereotyp mit: «Ungeduld». Offenbar war Ungeduld jene Art von Makel, die man am ehesten zugab, mit der sich der Overperformer gerne schmückte, ohne sich etwas zu vergeben. Man könnte umgekehrt daraus schliessen: Geduld ist etwas für weniger ehrgeizige Menschen, für Leute ohne grosse Ziele, für die netten, aber eben auch harmlosen, weil Geduld als Tugend des Ertragens, Ungeduld hingegen als heroische Charaktereigenschaft erscheint.

Man könnte sich aber auch für ein anderes Narrativ entscheiden, wonach Geduld den auszeichnet, der mit Weitsicht handelt; der nicht gleich die Nerven verliert, nur weil es mal Gegenwind gibt; der sich seiner Sache sicher ist und deshalb abzuwarten vermag; der nicht auf die schnellen Gewinne seiner Investitionen setzt, sondern auf die langfristige Rendite vertraut; der nicht hektisch um sich schlägt, sondern seine Strategie beibehält.

Der Schriftsteller Sten Nadolny brachte 1983 ein weiteres Narrativ ins Spiel: In seinem Weltbestseller «Die Entdeckung der Langsamkeit» geht es zwar nicht explizit um Geduld, aber um Geschwindigkeit versus Langsamkeit, wobei Nadolny Letztere ganz im Sinne der strategischen Geduld als Erfolgsfaktor

erkennt. Die Langsamkeit wäre dann das, was der Soziologe Max Weber mit Blick auf die Politik als «Bohren von harten Brettern» bezeichnete.

Leben im eigenen Rhythmus

Nadolnys Buch kommt daher wie ein historischer Roman. Sein Protagonist ist die historische Figur John Franklin, Konteradmiral der britischen Kriegsmarine und Polarforscher, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in drei grossen Expeditionen nach der Nordwestpassage suchte und 1847, bei seiner letzten Expedition, in den Eisschollen des Polarmeeres mitsamt seiner Mannschaft den Tod fand. Obwohl Nadolny die äusseren Stationen und biografischen Ereignisse des historischen Vorbilds übernimmt, macht er aus ihm eine emblematische literarische Figur, indem er seinem John Franklin einen besonderen Charakterzug zuweist: John ist, seit er denken kann: langsam. Sehr langsam. So langsam, dass ihn seine Kameraden als Kind verspotten: Weil seine Reaktionsschnelligkeit so niedrig ist, darf er bei den Ballspielen der anderen nur die Schnur halten, über die der Ball geworfen wird. Dieses Amt, obwohl es ihm statt Dank nur Verachtung einbringt, versieht er allerdings mit äusserster Verlässlichkeit.

Früh wird John klar, dass er keine Aussicht hat, was Tempo angeht, mit seiner Mitwelt mitzuhalten. Dass seine Motorik nicht anders als seine Sprache, ja seine Gedankenschlüsse immer langsam sein werden und dass er in dieser Welt stets von allen

mit Füßen getreten werden wird, wenn es ihm nicht gelingen sollte, aus seiner Ruhe die Kraft zu schöpfen, mit seinem Eigenrhythmus zu leben und zu schauen, ob darin nicht auch Vorteile liegen könnten. Das sieht auch sein Lehrer Dr. Orme so: «Johns Augen und Ohren halten jeden Eindruck eigentümlich lang fest. Seine scheinbare Begriffsstutzigkeit und Trägheit ist nichts anderes als eine übergrosse Sorgfalt des Gehirns gegenüber Einzelheiten aller Art.»

Ein genauer Beobachter

Mit anderen Worten: John ist ein genauer Beobachter. Früh zieht es ihn zur See, obwohl man meinen könnte, gerade an Bord seien Eigenschaften wie Schnelligkeit und Promptheit gefragt. Doch John entwickelt gewisse Selbsttechniken: «Er bewegte sich in seiner eigenen Gangart.» Das Redetempo der Kameraden und Vorgesetzten überfordert ihn. Alle fallen sich ins Wort, Gespräche beherrscht der, der am schlagfertigsten ist. Da kann John nicht mithalten. Also legt er sich ein Repertoire an gründlich einstudierten Phrasen zurecht, die ihm in Gesprächssituationen eine Verschnaufpause ermöglichen: Wird er angesprochen, reagiert er mit einer leeren Redewendung, sodass er Zeit gewinnt, um über das Gesagte nachzudenken. Oft kommen seine Antworten dann spät, dafür bringen sie einen neuen, erhellenden Gesichtspunkt zur Sprache.

Er ist kein Mann des Multitasking, «denn er tat oder dachte nie zweierlei zur gleichen Zeit». Die Navigation fasziniert ihn, auch weil dem Lauf der Sterne eine Form der Berechenbarkeit und Unveränderlichkeit eignet, die Johns eigener Beobachtungsart entgegenkommt: Er braucht vielleicht etwas länger als seine Konkurrenten, bis er eine Sache erfasst hat, dann aber hat er sie ganz durchdrungen. Als er 1805 an der Schlacht von Trafalgar gegen die französische Flotte teilnimmt, gelingt es ihm, ohne die eigene Deckung aufzugeben, einen feindlichen Scharfschützen zu erschiessen, indem er mitten im Schlachtgewimmel den genauen Schusswinkel errechnet: ««Schiess doch endlich!» rief einer hinter ihm. Aber John Franklin, der stundenlang eine Schnur in die Luft halten konnte, hatte auch Zeit zum Zielen. Er wollte erst schießen, wenn er schon so gut wie getroffen hatte.»

In die Ewigkeit eingegangen

Nadolnys John Franklin lebt zu Beginn der industriellen Revolution, deren Zugmaschine England war. Nicht sehr viel anders als heute war das bestimmende Zeitgefühl das einer umfassenden Beschleunigung. Für einen Menschen wie John Franklin mit langsamem Eigenrhythmus eine Herausforderung. Aber er erkennt darin seine Chance: Bestimmte Kausalitäten entziehen sich dem raschen Blick. Seine eigene, langsame Beobachtungs-

gabe kann Zusammenhänge erkennen, die anderen verschlossen bleiben. Und weil er nie die Geduld verliert, kann er am einmal als richtig Erkannten fest-, also seinen Kurs halten.

Sten Nadolnys Roman gewinnt der Langsamkeit viele positive Seiten ab, trotzdem verabsolutiert er sie nicht. Gegen das undurchdringliche Eis des Polarmeeres kommt auch John Franklins Langsamkeit und Geduld nicht an. Er beisst sich an den Eisschollen die Zähne aus und wird in der Ewigkeit des Eises schliesslich selbst in die Ewigkeit eingehen. Aber durch seine Beharrlichkeit hat er seinem Leben einen Sinn zu geben vermocht: die Entdeckung der Nordwestpassage. Sein Scheitern hat seinen Nachruhm keineswegs geschmälert. ♦

Ijoma Mangold berichtet als Kulturpolitischer Korrespondent der Wochenzeitung «Die Zeit». Er ist Träger des Berliner Preises für Literaturkritik und gehört dem «lesenswert quartett» der SWR-Literatursendung an. Auf sein literarisches Debüt «Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte» folgte 2020 «Der innere Stammtisch. Ein politisches Tagebuch».

Sten Nadolny

wurde 1942 in Zehdenick in Brandenburg geboren und wuchs am Chiemsee auf. Der Sohn eines Schriftstellerehepaars studierte, nach einer Ausbildung zum Reserveoffizier, Mediävistik, Geschichte und Politologie und promovierte in Berlin mit einer Arbeit über Abrüstungsdiplomatie. Einige Jahre arbeitet er als Gymnasiallehrer. Doch das sollte nicht seine Bestimmung bleiben: Er gab den Beruf auf, fuhr Taxi und versuchte sich an Drehbüchern. Eigentlich wollte er ins Filmgeschäft, aber aus seinen Drehbuchideen wurden dann doch Romane. 1980 gewann er beim Wettlesen in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis mit einem Auszug aus jenem Manuskript, aus dem später «Die Entdeckung der Langsamkeit» wurde. Dieser Roman machte ihn auf einen Schlag weltberühmt: In Deutschland ein grosser, von der Kritik gerühmter Bestseller, wurde er in viele Sprachen übersetzt. Nadolny hatte den postmodernen Geist der 1980er-Jahre mit ihrer spielerischen Wiederentdeckung vergangener Welten intuitiv getroffen. Obwohl Nadolny stetig an seinem Werk arbeitet, unter anderem mit einem Epos über die Verlegerfamilie Ullstein, sollte er nie wieder an den gewaltigen Erfolg der «Entdeckung der Langsamkeit» anschliessen können.





Elisabeth Schirmer

Nach einem Wirtschaftsstudium und einem Aufenthalt in den USA stieg Elisabeth Schirmer (63) als Assistentin ihres Vaters William Mosset, des Schweizer Fabrikanten für Präzisionsuhrwerke, in dessen Unternehmen Ronda ein. Als der Firmengründer 1985 unerwartet starb, musste sie das Ruder übernehmen – anfangs flankiert von ihrem Mann, wenig später auch von ihrem Bruder. Um Zeit für ihre drei Kinder zu haben, zog sie sich in den Verwaltungsrat zurück. Im Lauf der Zeit engagierte sich Schirmer zudem im Vorstand der Handelskammer, im Fachhochschulrat sowie zwischenzeitlich als Präsidentin der Basellandschaftlichen Kantonalbank. Mittlerweile hat sie die operative Führung der Ronda AG der dritten Generation anvertraut.

«Körperlich schwächer, mental stärker»

Aufgezeichnet von: **Stephan Lehmann-Maldonado** | Foto: **Roland Juker**

Schon mit 27 Jahren hat Elisabeth Schirmer 700 Leute in ihrem Familienunternehmen für Uhrwerke geführt. Sie war es gewohnt, Projekte tatkräftig anzupacken und beharrlich umzusetzen. Bis ihre Kräfte sie im Februar 2020 verliessen. Seither ist sie noch geduldiger geworden – und hat ihre Prioritäten neu geordnet.

«Was ist Ihre grösste Schwäche?» lautet eine beliebte Interviewfrage. «Ungeduld», antworten Führungskräfte gern, ohne tiefere Einblicke in ihre Persönlichkeit zu offenbaren. Kaum ist eine Idee verkündet, wollen sie diese umgesetzt sehen. Und funktioniert etwas nicht auf Anhieb, haken sie nach, drängeln und kritisieren sie – bis sich die erwünschten Resultate einstellen. Ungestüme Menschen werden oft als Macherinnen und Macher bewundert.

Gehöre ich auch zu jenen, die alles hier und jetzt wollen? Nein, Leute aus meinem Umfeld bezeichnen mich als «geduldig». Für mich bedeutet das, an den richtigen Prioritäten beharrlich dranzubleiben – bis die Zeit reif ist. So habe ich kürzlich Sonnenblumen gepflanzt. Da nützt es nichts, wenn ich es nicht erwarten kann und die Blumen anschreie, sie sollen mehr Tempo geben: Sie spriessen im Rhythmus der Natur.

Obwohl ich mit dem Ticktack der Uhrwerke aufgewachsen bin – mein Vater gründete die Uhrwerkfabrik Ronda –, möchte ich mich durch den Takt der Zeit, die unbarmherzig voranschreitet, nicht unter Druck setzen lassen. Und im Gegensatz zu manchen Management-Experten halte ich Ungeduld keineswegs für einen Erfolgsfaktor.

Von klein auf guckte ich meinem Vater über die Schulter. Als ich mit 24 Jahren ins Familienunternehmen einstieg, war er bereits 73. Mir schien, dass er sein Team im Wildwest-Stil lenkte. Nachsicht zählte wohl nicht zu seinen Stärken. Ich fragte mich also, welche Werte ich im Unternehmen setzen würde. Drei Jahre später starb mein Vater – und ich stand an der Spitze des Unternehmens mit 700 Mitarbeitenden.

Während mein Vater jeweils den Tarif durchgab, wünschte ich Leute um mich, die ihre Ideen einbringen und Eigenverantwortung übernehmen können. Der Stabwechsel löste eine Transformation aus, die Ausdauer erforderte. Eine Unternehmenskultur lässt sich nicht von einem Tag auf den anderen auswechseln: Die Führungspersonen müssen sie vorleben.

Ein schicksalhafter Tag

Gerade in der Uhrenindustrie ist langfristiges Denken verlangt. Die Gier nach schnellem Gewinn ist da kontraproduktiv. Denn die Branche unterliegt Schwankungen und hat strukturelle Krisen hinter sich. Es ist unerlässlich, in den fetten Jahren Reserven für die mageren aufzubauen. Als Familienunternehmen stehen wir im globalen Wettbewerb mit börsennotierten Grosskonzernen. Das ist anspruchsvoll, dafür geniessen wir mehr Freiheit und müssen nicht quartalsweise Abschlüsse erstellen, um Aktionäre bei Laune zu halten.

Allerdings hat Geduld auch eine Kehrseite. Als Chefin war ich zum Beispiel manchmal zu nachsichtig bei Personalentscheidungen. Ich hätte in gewissen Fällen schneller, konsequenter handeln sollen. Aber ich wollte Menschen noch eine zweite und dritte Chance geben. Dabei hilft es niemandem, wenn die falsche Person am falschen Ort ist.

Ein einziger Tag hat mein Verhältnis zur Geduld intensiviert: der 28. Februar 2020. Der Schnee glitzerte in der Sonne, der Himmel leuchtete strahlend blau – keine Wolke in Sicht. Doch als ich um 16 Uhr in der Wohnküche hantierte, überfiel mich ein Husten. Schlagartig spürte ich einen Schmerz. Ich wusste sogleich: Das ist kein Hexenschuss. Ich schleppte mich zum Bett, wählte mit letzter Kraft den Notruf und hauchte: «Jesus, steh mir bei.» Da wich die Energie aus meinem Körper, unbändige Schmerzen setzten ein. Ich war gelähmt.

Zuerst landete ich in der Notfallzentrale im Spital Liestal, vier Stunden später lag ich im Universitätsspital Basel. Die Ärztinnen schoben mich in den Computertomografen, blieben aber ratlos. Sie beschlossen, meinen Rücken zu öffnen. Ich ergriff die Hände

der beiden Chirurgeninnen und betete laut mit ihnen. Mir war es wichtig, mich unter den Schutz des Allmächtigen zu stellen. Nicht die Ärzte, sondern er sollte das letzte Wort haben. Sanft versank ich in der Narkose, in der die Dornfortsätze meiner Wirbelsäule weggefräst wurden.

Als ich aufwachte, erfuhr ich die Ursache meines Zusammenbruchs: Ein Blutgefäss war nahe am Rückenmark geplatzt. Dadurch drang Blut in den Spinalkanal, gerann und drückte auf die zentrale Nervenbahn. Gott sei Dank spürte ich meine Glieder wieder. Doch mir fehlte die Kontrolle über sie. Wie ein Baby musste ich neu lernen, zu stehen, das Gleichgewicht zu halten und den rechten Fuss vor den linken zu setzen. Für jeden Fortschritt benötigte ich eine Engelsgeduld.

Blick aufs Wesentliche

In dieser Phase kam mir meine Willensstärke zugute. Ich setzte mir stets Ziele – verbunden mit viel Ausdauer. Innerlich triumphtierte ich, wenn ich für eine kleine Bewegung nicht mehr zehn Minuten, sondern lediglich fünf brauchte.

Als man mich ins Rehab Basel verlegte, begegnete ich vielen Patienten, die resigniert hatten. Nach zwei Wochen wechselte ich vom Rollstuhl zum Rollator. Nach einem weiteren Monat versuchte ich es mit Stöcken. Für mich ist es ein Wunder, dass ich heute wieder frei gehen kann.

Das Schlimmste waren meine schlaflosen Nächte. Irgendwann mochte ich nicht mehr fernsehen oder lesen. Erschwerend kam hinzu, dass ich wochenlang Opiate einnehmen musste. Davon wollte ich frei werden. Der Entzug kostet viel Kraft und Durchhaltevermögen. Es brauchte Überwindung, dem Drang zur Tablette zu widerstehen. Ich hatte getobt, ich kämpfte, stiess an Grenzen. Heute bin ich medikamentenfrei.

Durch diese Erfahrungen bin ich noch geduldiger geworden. Vor allem aber haben sich meine Prioritäten geändert. Ich habe gelernt loszulassen, um mich aufs Wesentliche zu fokussieren. Erreicht mich eine Anfrage, kann ich locker Nein sagen. Wenn ich von meinem Garten aufs Dorfpanorama blicke, erfüllt mich eine tiefe Dankbarkeit für alles, was ich geschenkt bekommen habe – meine Familie, die Kinder, die Enkelkinder, das Unternehmen. Im Spitalbett ist mir klar geworden, dass am Schluss nicht Produkt und Umsatz zählen, sondern die Beziehungen. Nicht was ich leiste, sondern wer ich bin. Deshalb möchte ich mehr Zeit in die Beziehung zu Gott und zu Menschen investieren. Körperlich bin ich schwächer geworden, mental aber stärker.» ♦

Impressum

Herausgeber

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, Honorary Chairman LGT

Beirat

Thomas Piske, Stiftungsrat LGT Group Foundation
Roland Schubert, CEO LGT Bank AG
Heinrich Henckel, CEO LGT Bank (Schweiz) AG

Redaktion

Sidi Staub (Leitung), Laura Gianesi

Layout

LGT Marketing & Communications

Bildredaktion

Lilo Killer, Zürich

Beratung

Chris Gothuey, Zürich

Lektorat und Korrektorat

Tina Rausch, München
Niko Raatschen, Frankfurt am Main

Lithografie und Druck

BVD Druck+Verlag AG, Schaan

Energieeffizient gedruckt und CO₂-kompensiert.

Bildnachweise

Umschlag: Janina Laszlo

Inhaltsverzeichnis: Janina Laszlo, Roland Hagenberg, Roland Juker,
Axel Griesch/Finanzen Verlag GmbH/laif

Seiten 4–11: Janina Laszlo

Seiten 12–13: Didier Zylberyng/Alamy Stock Photo

Seiten 14–19: Daniel Biskup/laif

Seite 20: LIECHTENSTEIN. The Princely Collections. Vaduz–Vienna

Seiten 22–29: Roland Hagenberg

Seiten 30–31: Annette Fischer, Armando Babani/Keystone

Seite 32: Roland Juker

Abonnements

Haben Sie Interesse an künftigen Ausgaben von CREDO? Dann senden wir Ihnen diese gerne kostenlos zu. Abonnieren Sie CREDO online auf lgt.com/credo

Internet

lgt.com/credo

Allgemeine Risikohinweise

Bei dieser Publikation handelt es sich um eine Marketingmitteilung. Diese Publikation dient ausschliesslich zu Ihrer Information und stellt kein Angebot, keine Offerte oder Aufforderung zur Offertstellung und kein öffentliches Inserat und keine Empfehlung zum Kauf oder Verkauf von Anlage- oder anderen spezifischen Produkten dar. Diese Publikation ist nur für den Empfänger bestimmt und darf weder in elektronischer noch in anderer Form an Dritte weitergeleitet, vervielfältigt oder veröffentlicht werden. Der Inhalt dieser Publikation ist von Mitarbeitenden der LGT verfasst und beruht auf Informationsquellen, welche wir als zuverlässig erachten. Wir können aber keine Zusicherung oder Garantie für dessen Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität abgeben. Die Umstände und Grundlagen, die Gegenstand der in dieser Publikation enthaltenen Informationen sind, können sich jederzeit ändern. Einmal publizierte Informationen sind daher nicht so zu interpretieren, dass sich seit ihrer Publikation die Verhältnisse nicht geändert haben oder die Informationen immer noch aktuell seien. Die Informationen in dieser Publikation stellen weder Entscheidungshilfen für wirtschaftliche, rechtliche, steuerliche oder andere Beratungsfragen dar, noch dürfen alleine aufgrund dieser Angaben Anlage- oder sonstige Entscheidungen getroffen werden. Eine Beratung durch eine qualifizierte Fachperson wird empfohlen. Anleger sollten sich bewusst sein, dass der Wert von Anlagen sowohl steigen als auch fallen kann. Eine positive Performance in der Vergangenheit ist daher keine Garantie für eine positive Performance in der Zukunft. Das Risiko von Kurs- und Fremdwährungsverlusten aufgrund einer für den Anleger ungünstigen Wechselkursentwicklung kann nicht ausgeschlossen werden. Es besteht die Gefahr, dass die Anleger nicht den vollen Betrag zurückerhalten, den sie ursprünglich investiert haben. Prognosen sind

kein verlässlicher Indikator für zukünftige Wertentwicklungen. Die bei der Ausgabe und Rücknahme der Anteile erhobenen Kommissionen und Kosten werden dem Anleger individuell belastet und finden deshalb keine Berücksichtigung in der dargestellten Wertentwicklung. Wir schliessen uneingeschränkt jede Haftung für Verluste bzw. Schäden jedweder Art aus – sei es für direkte, indirekte oder Folgeschäden –, die sich aus der Verwendung dieser Publikation ergeben sollten. Diese Publikation ist nicht für Personen bestimmt, die einer Rechtsordnung unterstehen, die die Verteilung dieser Publikation verbietet oder von einer Bewilligung abhängig macht. Personen, in deren Besitz diese Publikation gelangt, sowie potenzielle Investoren haben sich selbst im Heimat-, Wohnsitz- oder Sitzland bezüglich der gesetzlichen Anforderungen sowie allfälligen steuerlichen Konsequenzen, Fremdwährungsrestriktionen oder Fremdwährungskontrollen und anderen Aspekte, welche vor dem Entscheid über die Zeichnung, den Erwerb, den Besitz, den Austausch, die Rückgabe oder eine andere Handlung in Bezug auf solche Anlagen relevant sind, umfassend zu informieren, sich angemessen beraten zu lassen sowie etwaige Beschränkungen einzuhalten. Den mit der Erstellung dieser Publikation betrauten Personen ist es im Rahmen interner Richtlinien freigestellt, den in dieser Publikation erwähnten Titel zu kaufen, zu halten und zu verkaufen. Zu allfälligen genannten Finanzinstrumenten stellen wir Ihnen gerne jederzeit und kostenlos weitere Unterlagen zur Verfügung, wie beispielsweise ein Basisinformationsblatt nach Art. 58 ff. des Finanzdienstleistungsgesetzes (BIB), einen Prospekt gemäss Art. 35 ff. des Finanzdienstleistungsgesetzes oder ein gleichwertiges ausländisches Produktinformationsblatt, z.B. ein Basisinformationsblatt nach der Verordnung EU 1286/2014 für verpackte Anlageprodukte für Kleinanleger und Versicherungsanlageprodukte (PRIIPS KID).

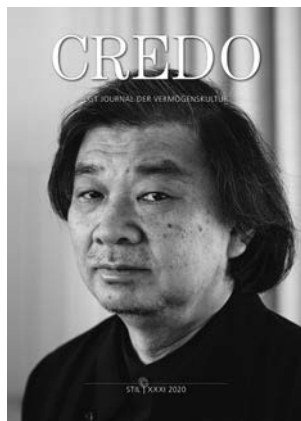
Interessiert an weiteren CREDO-Magazinen?

Unter lgt.com/credo können Sie die abgebildeten und weitere Journale kostenlos bestellen und künftige Ausgaben abonnieren.



Würde | XXXII 2021

Cristina Cattaneo
Die italienische Forensikerin
recherchiert die Identität
ertrunkener Flüchtlinge.



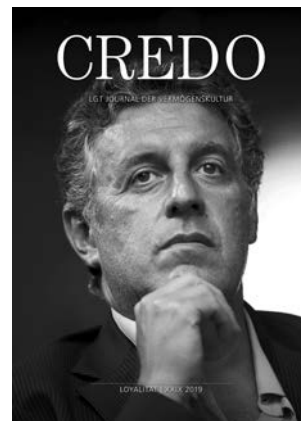
Stil | XXXI 2020

Shigeru Ban
Der renommierte Architekt
kombiniert japanische Ästhetik
mit westlichen Einflüssen.



Einfachheit | XXX 2020

Rebecca Saunders
Die britische Komponistin
vertritt die «Neue Einfachheit»
in der Musik.



Loyalität | XXIX 2019

Nino Di Matteo
Der italienische Staatsanwalt
riskiert täglich sein Leben im
Kampf gegen die Mafia.

LGT Bank AG

Herrengasse 12, FL-9490 Vaduz
Tel. +423 235 11 22, info@lgt.com

LGT Bank (Schweiz) AG

Lange Gasse 15, Postfach, CH-4002 Basel
Tel. +41 61 277 56 00, lgt.ch@lgt.com

LGT Bank AG, Zweigniederlassung Österreich

Bankgasse 9, Stadtpalais Liechtenstein, A-1010 Wien
Tel. +43 1 227 59 0, lgt.austria@lgt.com



1921
2021
0YEARS

VALUES WORTH SHARING

lgt.com/values

